

Elisabeth Büchle

Winterleuchten am Liliensee

Roman

Kapitel I

1965

Charlotte Vogel betrachtete kritisch den Briefumschlag. Er sah aus, als hätte er nicht nur den Weg von Füßen bis hierher an den Liliensee hinter sich, sondern eine halbe Weltreise. „Schicken sie die Post neuerdings über die Salomonen?“, fragte sie und prüfte mit einer Hand, ob ihre Hochsteckfrisur noch richtig saß.

„Nein, Mama. Nur über Liechtenstein“, erwiderte Robert, der sein Frühstück mit einem letzten Schluck Kaffee hinuntergespült hatte und sich nun erhob.

„Na, so was! Und weshalb das?“

„Ach, meine liebe kleine Mama!“ Ihr ältester Sohn lachte, zog sie im Vorbeigehen kurz an sich, wobei die Knöpfe seines Uniformhemdes ihr in die Seite drückten, und verließ die Küche.

Charlotte folgte ihm und lehnte sich an den Türrahmen. Wieder war sie viel zu gutgläubig gewesen, etwas, wofür ihr Ehemann sie seit dreißig Jahren liebte und ihre drei Söhne sie seit gut zwanzig neckten.

„Du weißt ja nicht einmal, wo die Salomonen liegen“, rief sie Robert zu. Er saß auf einer Holztruhe im Flur, wo sich eine gewaltige Anzahl Schuhe und Stiefel ein Stelldichein gaben, Jacken hingen, Hüte thronten und sechs Gewehre in der abschließbaren Vitrine auf ihre Nutzung warteten.

Robert, der einmal mehr auf die Krawatte verzichtet hatte, die eigentlich zu seiner Forstuniform dazugehörte, war dabei, sich seine schweren Arbeitsschuhe zuzuschnüren. Wie sein Vater und dessen Vater – und Generationen vor ihnen – arbeitete er als Förster in diesem Teil des Schwarzwaldes. Entsprechend muskulös war er gebaut, oft allein unterwegs und trotz seiner inzwischen neunundzwanzig Jahre noch immer nicht verheiratet. Und dabei wollte Charlotte so gern eine weitere Frau im Haus haben und viele Enkelkinder um sich scharen.

„Vermutlich sind die Salomonen auf Seite fünfundzwanzig in deinem Roman zu finden?“, mutmaßte Robert, ergriff seine grüne Jacke mit den geflochtenen Schulterstücken, lächelte sie an und stapfte durch die offen stehende Tür davon.

„Seite neun“, rief Charlotte ihm noch nach, obwohl er sie sicher nicht mehr hören konnte. Sie drehte sich in ihre große, hellblau geflieste Küche hinein und setzte sich auf die Eckbank an dem wuchtigen Esstisch.

Georg, ihr zweitältester Sohn, hatte bereits mehrmals angeboten, die Tischplatte für sie abzuschmirgeln, damit sie wieder wie neu aussah, doch Charlotte weigerte sich vehement, ihm die Erlaubnis dafür zu geben. Viel zu sehr liebte sie jede einzelne Kerbe, jedes Brandloch, jeden Farbkleck auf der Holzplatte, erzählten all diese Makel doch ihre eigene Geschichte. Sie waren für sie wie wertvolle Perlen der Erinnerung an die Anfangszeit ihrer Ehe, an die Kinder, die hier gegessen, für die Schule gelernt, gescherzt und gelacht, so manches Mal aber auch geweint hatten. Oder zornig gewesen waren.

Mit dem Zeigefinger fuhr sie über eine tiefe Kerbe. Robert hatte sie mit seiner Axt hineingetrieben. An jenem Tag, als er erfahren hatte, dass das Mädchen, das er liebte, nur mit seinen Gefühlen

spielte. Irmgard war schwanger gewesen. Von einem anderen. Dennoch hatte Robert ihr angeboten, sie zu heiraten. Daraufhin hatte sie ihn schallend ausgelacht und dabei sein Herz in Fetzen gerissen.

Zwei Wochen später war Irmgard tot gewesen. Gestorben, weil irgendein Pfuschler das Baby hatte ungeschehen machen wollen. Und Robert hatte getrauert. Um Irmgard, um das tote Kind, um eine verlorene Liebe und den Verlust seines Vertrauens in die Menschheit.

Charlotte seufzte leise und griff nach dem unbenutzten Messer auf dem Tisch. Vermutlich hatte Georg es wie so oft eilig gehabt, zu seinem nächsten Bauprojekt zu kommen, sodass er lediglich ein trockenes Brot hinuntergeschlungen hatte. Vorsichtig ritzte sie den zerknitterten und mit Flecken verunzierten Umschlag auf und entnahm ihm ein weiteres Schreiben des Füssener Bürgermeisteramtes.

Vor einigen Wochen hatte sie von einer früheren Nachbarin einen Brief erhalten, in dem die alte Dame ihr mitteilte, dass Charlottes Kindheitsfreundin Gerda gestorben war. Nachdem der erste Schock über diese Nachricht verflogen war, hatte Charlotte voller Schmerz an Gerdas sechsjährige Tochter gedacht, deren Patentante sie war. Gerda und sie hatten seit Charlottes Umzug hierher in den Schwarzwald nur mehr sporadisch Kontakt gehalten, umso erfreuter war sie damals gewesen, dass ihre Freundin von einst offenbar doch noch ihr Glück gefunden hatte. Ebenso über die Einladung zur Tauffeier und die ihr zuteilwerdende Ehre, die Patentante des Kindes zu werden. Erst am Tag hatte sie erfahren, dass der Vater des Mädchens nicht mehr an Gerdas Seite war.

Gerda war schon immer wie ein schillernder Schmetterling gewesen, der von einer Blüte zur nächsten flatterte, ohne sich Gedanken

über das Leben zu machen oder sich daran zu stören, was andere von ihm dachten. Nun flog und schillerte sie nicht mehr. Traurig schüttelte Charlotte den Kopf.

Kaum dass die Nachricht sie erreicht hatte, hatte Charlotte zuerst einen und dann etliche weitere Briefe an das zuständige Amt geschrieben, bis ihr endlich zugesagt worden war, dass man Trudi zu ihr schicken würde. Als Patentante, so fand sie, stand es ihr zu, das nun elternlose Kind bei sich aufzunehmen, zumal Gerda keine Geschwister gehabt hatte.

Erwartungsvoll überflog sie die Zeilen, und bald schon legte sich ein fröhliches Lächeln auf ihr Gesicht. Gerdas Tochter war unterwegs zu ihr und durfte hier bei ihnen im Forsthaus leben. Zwar unter Vorbehalt, falls sich doch ein Verwandter oder gar der Vater melden würde, aber das erschien Charlotte äußerst unwahrscheinlich.

Nun würde also doch noch ein Mädchen in dieses Haus einziehen. Voller Vorfreude betrachtete Charlotte den Esstisch, plante bereits, wo sie von nun an ein weiteres Gedeck auflegen würde, hörte schon das helle Lachen des Kindes in diesem Raum. Ein zweites Mal, diesmal weniger flüchtig, las sie die Zeilen und schrak zusammen. Trudi sollte bereits heute am Bahnhof von Schiltach eintreffen, und zwar in etwa zwei Stunden.

Charlotte sprang auf und stieß sich die Oberschenkel heftig am Tisch. Das schmutzige Geschirr klapperte und übertönte ihren verhaltenen Schmerzensschrei. Mit dem Briefbogen in der Hand eilte sie aus der Küche. Ihre Schritte polterten über den Holzboden des Flurs, klackerten über die Fliesen im Eingangsbereich und auf die abgenutzten Stufen, die sie zu dem gekiesten Innenhof führten.

„Robert?“, rief sie laut, in der Hoffnung, dass er noch in der Nähe war. Der gegenüberliegende Berg, der den Liliensee wie eine

schützende Wand vom nächstgelegenen Tal abschirmte, warf den Ruf zurück.



Lisa Schwaiger sah zu, wie der Zug an Geschwindigkeit gewann und stampfend, ratternd und bekrönt mit einer grauen Rauchwolke allmählich aus ihrem Blickfeld verschwand. Als sie sich umwandte, war auch der Stationsbeamte verschwunden. Die Dreiundzwanzigjährige stellte ihren Koffer ab, strich sich eine ihrer hellblonden Strähnen aus dem Gesicht, die unter ihrem grauen Hut hervorge-rutscht war, der wie eine Mütze wirkte, aber weit hinten am Kopf getragen wurde. Er passte farblich perfekt zu dem breiten, asymmetrischen Revers ihres ansonsten blauen Wollmantels.

Prüfend sah sie sich um. Sie war allein. Anders, als man ihr gesagt hatte, wurde sie nicht am Bahnhof dieser kleinen Ortschaft erwartet, die in bewaldete Hügel eingebettet war.

„Ich habe das bereits befürchtet“, sagte sie auf Französisch zu ihrem Koffer, dessen Verschlussschnallen sie mitfühlend anschauten, wie sie fand. „Es ist ja auch zu komisch, dass plötzlich eine Freundin von ... Gerda Interesse an mir zeigt. Warum also sollte sie mich einladen, bei ihr zu wohnen?“ Diese Frage stellte sich Lisa nicht zum ersten Mal. Gespannt schaute sie das Gepäckstück an, das sich weiterhin in Schweigen hüllte. „War es also doch die falsche Entscheidung, hierherzukommen?“

Die seltsam anmutende Eigenart, sich mit allem Möglichen und Unmöglichem zu unterhalten, hatte sich Lisa bereits im Kindesalter angeeignet. Sie war oft einsam gewesen, da war es von Vorteil, solche Gesprächspartner zu haben. Auch wenn die meist sehr verschwiegen waren – was manchmal durchaus praktisch war.

Da die Novembersonne nicht sonderlich wärmte und sie keine Ahnung hatte, was sie jetzt tun sollte, knöpfte Lisa den Mantel über ihrem A-Linien-Kleid zu. Sie setzte sich auf den Koffer und ließ ihren Blick über die Schienen zu dem wuchernden Buschwerk gegenüber des Bahnhofgebäudes gleiten, weiter zu herbstlich verfärbtem Gehölz und schließlich hinauf zu den Bergen, die von im Wind schwankenden Bäumen bevölkert waren. Ein Bussard flog über den Taleinschnitt, und im Gebüsch neben ihr raschelte es. Lisa vermutete, dass eine neugierige Maus die seltsame Erscheinung vor ihrem Zuhause begutachten wollte. Wäre Lisa nicht völlig allein auf diesem verwaisten, ihr fremden Bahnhofsgelände, würde sie sich sicher an der guten Luft erfreuen, an der Stille und den hübschen Herbstfarben. So fühlte sie sich eher ... verlassen. Wieder einmal.

„So sieht man aus, wenn man noch Urlaub übrig hat und meint, seiner Neugierde folgen zu müssen“, erklärte Lisa dem Nager in seinem Versteck. *Und wenn man die Sehnsucht nach einem Zuhause in sich trägt und dieses dann seltsamerweise von einer Fremden angeboten bekommt.*

Lisa ignorierte den ziehenden Schmerz in ihrer Herzgegend. Sie hatte Gerda – ihre Mutter – nicht erst jetzt verloren, sondern bereits vor vielen Jahren. Ihre Mutter hatte es nie lange mit einem Mann ausgehalten, einigen ihrer Verehrer war Lisa lästig gefallen. Nun war Gerda gestorben, was anscheinend eine Freundin von ihr auf den Plan gerufen hatte.

Lisas linker Mundwinkel zuckte. Offenbar war diese Bekannte ebenso unzuverlässig, wie ihre Mutter es zeitlebens gewesen war. Wenn die Frau es nicht einmal für nötig hielt, sie abzuholen ...

Sie zog den Mantelkragen enger um ihren Hals. Inzwischen fror sie. Vielleicht wäre es besser, sich auf den Weg in den Stadtkern von

Schiltach zu begeben, bevor sie hier festfror. Ergeben erhob sich Lisa.

Im selben Moment hörte sie ein Motorgeräusch. Sie neigte leicht den Kopf und war sich sicher, dass es sich ihr näherte. Also wartete sie ab und sah bald darauf ein Fahrzeug mit offenem Verdeck, das an einen Militärjeep erinnerte, aber Türen und eine kleine Ladefläche hatte, um eine Kurve biegen. Es verschwand kurz hinter Buschwerk und einigen Laubbäumen mit gold verfärbten Blättern, ehe es wieder in Sicht kam und nur wenig später quietschend vor ihr stoppte. Ein groß gewachsener, breitschultriger Mann in einer Art Uniform sprang heraus und sah sich suchend um, wobei sein Blick Lisa lediglich streifte, als sei sie gänzlich uninteressant für ihn. Schließlich fuhr er sich mit beiden Händen durch das dunkelblonde Haar.

Enttäuscht wandte Lisa sich ab. Ihre Hoffnung, endlich abgeholt zu werden, war dahin. Wobei sie zugeben musste, dass der stattliche Mann nur wenig Ähnlichkeit mit einer Frau hatte, die eine Freundin von Gerda gewesen sein sollte.

„Entschuldigen Sie bitte, Fräulein.“ Seine Stimme war sehr tief und klang besorgt. Lisa drehte sich um und hob fragend die Augenbrauen. Es war ihr unangenehm, mit einem wildfremden Mann allein auf diesem abgelegenen Bahnhof zu sein.

„Sind Sie vorhin aus dem Zug gestiegen?“

Ihr lag die Frage auf der Zunge, ob er annehme, sie sei vom Himmel gefallen, das unruhige Flackern in seinen blauen Augen hielt sie jedoch davon ab. „Ja, das bin ich.“

„Haben Sie ein sechsjähriges Mädchen und dessen Begleitung gesehen? Die beiden müssten mit Ihnen hier angekommen sein.“

„Tut mir leid, ich war die einzige Reisende, die sich getraut hat, hier auszusteigen.“ Mit einer Handbewegung erfasste sie das

einsame Gebäude, die Schienen und die Bäume in ihrer unmittelbaren Nähe.

Der Mann runzelte die Stirn und besah sich dann die bewaldeten Berge, als überlege er, ob das Kind dort hinaufgestiegen sein könnte. Sein Blick glitt zurück zu ihr, wanderte über ihren Mantel, der dem gängigen französischen Chic entsprach, und hinunter bis zu ihren silbernen Ballerinas. „Danke“, murmelte er und öffnete dieses Mal die Tür, um einzusteigen.

Offenbar hatte das Fehlen des kleinen Mädchens ihm einiges an Energie aus dem Körper gezogen. Ob sie seine Tochter war? Lisa schüttelte den Kopf. Dafür schien er viel zu jung zu sein.

Der Motor sprang knatternd an, verstummte aber gleich darauf wieder. Lisa sah zu, wie der Mann den rechten Arm auf die Rückenlehne des Beifahrersitzes legte und sich leicht zu ihr hinüberbeugte. „Werden Sie denn abgeholt?“

„Ich bin davon ausgegangen. Allerdings –“ Sie zuckte vielsagend mit den Schultern.

„Wenn Sie möchten, nehme ich Sie ein Stück mit. Ich muss ohnehin nach Schiltach oder kann auch einen Umweg fahren, falls sie woanders hinwollen.“

Lisa biss sich auf die Unterlippe. Durfte sie das freundlich klingende Angebot annehmen? Sie könnte durchaus zu Fuß gehen, zumindest bis ins Zentrum der kleinen Schwarzwaldstadt – wo auch immer das lag, denn von hier aus konnte sie nur die Dächer von zwei weiteren Häusern sehen. Dort könnte sie sich nach einer Busverbindung in Richtung Vierbrücken erkundigen. Allerdings war ihr Koffer unangenehm schwer.

„Wo müssen Sie denn hin?“, erkundigte sich der Mann nicht mehr ganz so freundlich, wohl weil ihr anhaltendes Zögern ihn ungeduldig werden ließ.

Lisa kramte den Zettel mit der Adresse hervor, die sie aus Füßen übermittelt bekommen hatte. Sie beugte sich über die Beifahrertür und reichte ihn dem Fremden. Der warf einen Blick darauf und schaute sie dann mit misstrauisch zusammengekniffenen Augen an. Unwillkürlich trat Lisa einen Schritt zurück. Was stimmte mit der Adresse nicht? Verbarg sich dahinter etwa ein Freudenhaus? Ein Friedhof?

„Sie wollen zu uns?“

„Zu ... *Ihnen*?“ Lisa riss die Augen auf. „Sie sehen aber nicht wie eine Frau namens Charlotte aus.“

„Ich bin auch nicht Charlotte. Aber ihr Sohn.“

„Dann werde ich ja doch abgeholt!“

„Falsch. Ich soll ein sechsjähriges Mädchen namens Trudi abholen. Heißen Sie Trudi?“

„Nein. Lisa. Und sechs bin ich schon seit ein paar Tagen nicht mehr.“

Sein Blick glitt an ihr entlang, von ihrem Gesicht bis zu ihren Füßen und wieder zurück. Es lag allerdings nichts Anzügliches darin, eher etwas Neugieriges. Und Bewunderndes?

„Das verstehe ich nicht“, verriet er leise.

„Ich auch nicht“, stimmte sie ihm zu.

„Sie sind die Tochter der Freundin meiner Mutter? Gerda Schwaiger?“

Lisa nickte. Ihre Mutter war demnach unverheiratet gestorben. Offenbar hatte sie bis zu ihrem Tod das Leben auf ihre unverbindliche Art ausgekostet.

Der Mann stieg wieder aus, packte ihren mit Stoff bezogenen grauen Koffer, als wäre er lediglich mit Federn gefüllt, und legte ihn auf die freie Fläche hinter den Sitzen, ehe er ihr die Beifahrertür öffnete.

Noch immer zögernd kletterte Lisa in den Wagen. *Wenn das mal kein Fehler ist ...* Sie beruhigte sich damit, dass der Fremde den Namen ihrer Mutter gewusst hatte. Dies war doch Beweis genug, dass er sie zu der Frau bringen würde, die darauf gedrungen hatte, sie kennenzulernen, oder nicht?